



Leseprobe

Stephen Greenblatt

Der Tyrann

Shakespeares Machtkunde
für das 21. Jahrhundert

»Brillant.« *Philip Roth*

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



Seiten: 224

Erscheinungstermin: 26. April 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Was uns Shakespeare über Trump, Putin und Co. verrät

Wie kann es sein, dass eine Nation in die Hände eines Tyrannen fällt? Warum akzeptieren Menschen die Lügen eines Mannes, der ihrem Land so offensichtlich schadet? Und gibt es eine Chance, einen Tyrannen zu stoppen, ehe es zu spät ist? William Shakespeare hat sich in seinen Dramen immer wieder mit diesen Fragen beschäftigt und vom Aufstieg der Tyrannen, von ihrer Herrschaft und ihrem Niedergang erzählt. Pulitzer-Preisträger Stephen Greenblatt zeigt uns, wie präzise und anschaulich der Dichter das Wesen der Tyrannei eingefangen hat – und wie erschreckend aktuell uns dies heute erscheint.

»Shakespeares Machtkunde für das 21. Jahrhundert« *Cem Özdemir*



Autor

Stephen Greenblatt

Stephen Greenblatt ist Professor für Englische und Amerikanische Literatur und Sprache an der Harvard Universität und gilt als einer der angesehensten Forscher zu Shakespeares Werk sowie zu Kultur und Literatur in der Renaissance. Greenblatt ist Autor mehrerer Bücher, u. a. des internationalen Bestsellers »Die Wende« (2012), für den er mit dem National Book Award und dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet wurde.

Stephen Greenblatt

Der Tyrann

Shakespeares Machtkunde
für das 21. Jahrhundert

Aus dem Englischen
von Martin Richter

Pantheon

Die englische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
Tyrant. Shakespeare on Politics bei W.W. Norton, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2018 by Stephen Greenblatt

Copyright © 2018 der deutschsprachigen Ausgabe by Siedler Verlag, München

Copyright © dieser Ausgabe 2021 by Pantheon Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München,
nach einem Entwurf von FAVORITBUERO, München

Umschlagabbildung: FAVORITBUERO, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-55428-9

www.pantheon-verlag.de

Für Joseph Koerner und Luke Menand

INHALT

KAPITEL 1
Verborgene Perspektiven

9

KAPITEL 2
Parteilpolitik

33

KAPITEL 3
Populismus als Betrug

45

KAPITEL 4
Eine Frage des Charakters

65

KAPITEL 5
Ermöglicher

79

KAPITEL 6
Triumph der Tyrannei

99

INHALT

KAPITEL 7
Die Anstifter

III

KAPITEL 8
Wahnsinn in Großen

129

KAPITEL 9
Fall und Wiederaufstieg

155

KAPITEL 10
Aufhaltsamer Aufstieg

173

CODA

201

DANKSAGUNG

209

ANHANG

211

ANMERKUNGEN

213

REGISTER

217

KAPITEL I

VERBORGENE PERSPEKTIVEN

Vom Anfang seiner Karriere in den frühen 1590er-Jahren bis zu ihrem Ende rang Shakespeare immer wieder mit einer zutiefst beunruhigenden Frage: Wie ist es möglich, dass ein ganzes Land einem Tyrannen in die Hände fällt?

»Ein König herrscht über willige Untertanen, ein Tyrann über unwillige«, schrieb der einflussreiche schottische Gelehrte George Buchanan im 16. Jahrhundert. Die Institutionen einer freien Gesellschaft sind dazu geschaffen, jene abzuwehren, die, mit Buchanans Worten, »Macht nicht für ihr Land, sondern für sich ausüben würden, denen nicht am Gemeinwohl liegt, sondern an ihrem eigenen Vergnügen«.¹ Unter welchen Umständen, fragte sich Shakespeare, erweisen sich solche hochgeschätzten Institutionen, die tief verwurzelt und unüberwindlich schienen, plötzlich als fragil? Warum lassen sich so viele Menschen in die Irre führen, obwohl sie wissen, dass man sie belügt? Wie kommt eine Gestalt wie Richard III. oder Macbeth auf den Thron?

Ein solches Unheil war für Shakespeare ohne einen weiten Kreis von Mittätern nicht denkbar. Seine Dramen erkunden die psychischen Mechanismen, die eine ganze Nation dazu bewegen, ihre Ideale und sogar ihr Eigeninteresse auf-

KAPITEL I

zugeben. Wie kann es sein, so fragte er, dass jemand sich von einem Führer angezogen fühlt, der zum Regieren offensichtlich ungeeignet ist, der keine Selbstbeherrschung kennt, durch Hinterhältigkeit und Niedertracht brilliert oder sich nicht um die Wahrheit schert? Unter welchen Umständen wirken Zeichen von Verlogenheit, Rohheit oder Grausamkeit nicht abstoßend, sondern attraktiv, ja, erregen sogar glühende Bewunderung? Warum geben sonst stolze Menschen ihre Selbstachtung auf und unterwerfen sich der Unverfrorenheit des Tyrannen, seiner Überzeugung, ungestraft sagen und tun zu können, was er will, seiner spektakulären Schamlosigkeit?

Shakespeare stellte wiederholt den tragischen Preis dieser Unterwerfung dar – die moralische Korrumpierung, die ungeheure Vergeudung von Ressourcen, den Verlust an Menschenleben – und die verzweifelten, schmerzhaften, heroischen Anstrengungen, die nötig sind, um die Gesundheit einer angeschlagenen Nation wenigstens einigermaßen wiederherzustellen. Gibt es eine Möglichkeit, fragen die Dramen, das Abgleiten in eine gesetzlose Willkürherrschaft aufzuhalten, bevor es zu spät ist, irgendein wirksames Mittel, um die gesellschaftliche Katastrophe abzuwenden, die Tyrannei unabdingbar mit sich bringt?

Der Dramatiker bezichtigte Englands Herrscherin Elisabeth I. nicht der Tyrannei. Ganz gleich, was Shakespeare insgeheim wohl dachte – es wäre Selbstmord gewesen, so etwas auf der Bühne anzudeuten. Seit 1534, unter der Regierung ihres Vaters Heinrichs VIII., erklärte ein Gesetz es zum Hochverrat, den Herrscher als Tyrannen zu bezeichnen.² Die Strafe für solch ein Verbrechen war der Tod.

In Shakespeares England gab es keine freie Meinungsäußerung, weder auf der Bühne noch sonst irgendwo. Die Aufführungen eines angeblich umstürzlerischen Stücks mit dem Titel *Die Hundeinsel* brachte den Dramatiker Ben Jonson 1597 ins Gefängnis und zog einen – zum Glück nicht ausgeführten – Befehl der Regierung nach sich, alle Londoner Theater niederzureißen.³ Spitzel besuchten die Aufführungen in der Hoffnung, den Behörden etwas als subversiv Deutbares anzeigen zu können, um eine Belohnung dafür zu kassieren. Besonders riskant waren Versuche, sich kritisch zu aktuellen Ereignissen oder prominenten Persönlichkeiten zu äußern.

Wie in modernen totalitären Regimen entwickelten die Menschen Techniken der verschlüsselten Rede, mit denen sie mehr oder weniger indirekt über das sprechen konnten, was sie am meisten bewegte. Doch Shakespeares Vorliebe für die Verschiebung von Zeit und Ort war nicht allein durch Vorsicht motiviert. Er scheint gespürt zu haben, dass er klarer über die Fragen nachdachte, die seine Welt bewegten, wenn er sie nicht direkt anging, sondern eine verborgene Perspektive wählte. Seine Stücke legen nahe, dass er der Wahrheit durch den Kunstgriff der Fiktion oder der historischen Distanz gerecht werden konnte, ohne daran zugrunde zu gehen. Darum faszinierten ihn der legendäre römische Feldherr Gaius Marcius Coriolanus oder der historische Julius Cäsar, daher reizten ihn Figuren aus englischen und schottischen Chroniken wie York, Jack Cade, Lear und vor allem die exemplarischen Tyrannen Richard III. und Macbeth. Und daher auch zogen ihn frei erfundene Figuren an wie der sadistische Kaiser Saturninus in *Titus Andronicus*, der korrupte Statthalter

KAPITEL I

Angelo in *Maß für Maß*, der paranoide König Leontes im *Wintermärchen*.

Shakespeares Popularität lässt darauf schließen, dass viele seiner Zeitgenossen dasselbe empfanden. Befreit von den aktuellen Umständen sowie den endlos wiederholten Floskeln über Patriotismus und Gehorsam, konnte das, was er schrieb, schonungslos ehrlich sein. Der Dramatiker blieb seinem Ort und seiner Zeit verbunden, war aber nicht ihr bloßer Sklave. Was zum Verzweifeln unklar schien, das wurde nun in aller Schärfe deutlich, und er brauchte nicht über das zu schweigen, was er sah.

Shakespeare verstand auch etwas, das in der heutigen Zeit zutage tritt, wenn ein bedeutendes Ereignis – das Ende der Sowjetunion, der Zusammenbruch des Immobilienmarktes, ein verblüffendes Wahlergebnis – ein grelles Licht auf eine beunruhigende Tatsache wirft: Selbst jene, die zum innersten Zentrum der Macht gehören, haben oft keine Ahnung, was geschehen wird. Obwohl sich auf ihren Schreibtischen Berichte, Hochrechnungen und Prognosen türmen, obwohl sie ein kostspieliges Netzwerk von Spionen und Experten unterhalten, tappen sie fast völlig im Dunkeln. Am Rande stehend, hegt man den Traum, wenn man nur nahe genug an diese oder jene Schlüsselfigur herankäme, dann wüsste man, was wirklich vor sich geht und was zu tun wäre, um sich selbst oder sein Land zu retten. Doch dieser Traum ist eine Illusion.

Zu Beginn eines seiner Historiendramen führt Shakespeare die Figur des Gerüchts ein. Ihr Kostüm ist »mit Zungen bemalt«, und ihre Aufgabe besteht darin, unablässig durch »Argwohn, Misstrauen, Mutmaßung« (2 *Heinrich IV.*, Ein-

führung, 16) aufgeblasene Geschichten in Umlauf zu bringen.⁴ Die Wirkungen sind schmerzhaft offenkundig – fatal fehlgedeutete Zeichen, trügerischer Trost, blinder Alarm, plötzliche Umschwünge von wilder Hoffnung zu abgrundtiefer Verzweiflung. Und am meisten getäuscht sind nicht die Angehörigen der breiten Masse, sondern eher jene, die über Privilegien und Macht verfügen.

Für Shakespeare war es also leichter, klar zu denken, wenn das Geräusch dieser schwatzenden Zungen verebbte, und leichter, die Wahrheit aus einem strategischen Abstand zur Gegenwart zu sagen. Die verborgene Perspektive erlaubte es ihm, falsche Annahmen, altehrwürdige Überzeugungen und Glaubensirrungen beiseitezuschieben und unbeirrt das in den Blick zu nehmen, was darunter lag. Darum sein Interesse für die Welt der Antike, wo christliche Frömmigkeit und monarchische Rhetorik keinen Platz haben; seine Faszination für das vorchristliche England von *König Lear* oder *Cymbeline*; seine Auseinandersetzung mit dem gewalttätigen Schottland des 11. Jahrhunderts in *Macbeth*. Und selbst wenn er seiner eigenen Welt näher kam, in der bemerkenswerten Folge von Historiendramen von der Herrschaft Richards II. im 14. Jahrhundert bis zum Sturz Richards III., blieb Shakespeare mindestens ein Jahrhundert von den dargestellten Ereignissen entfernt.

Als er schrieb, regierte Elisabeth I. schon seit mehr als dreißig Jahren. Mochte sie bisweilen reizbar, schwierig und herrschsüchtig sein, so zweifelte doch im Allgemeinen niemand an ihrem grundsätzlichen Respekt vor der Unantastbarkeit der politischen Institutionen des Königreichs. Selbst wer für eine aggressivere Außenpolitik plädierte oder for-

KAPITEL I

derte, härter gegen innere Feinde vorzugehen, als sie erlauben wollte, anerkannte für gewöhnlich ihren klugen Sinn für die Grenzen ihrer Macht. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass Shakespeare, selbst in seinen innersten Gedanken, in ihr eine Tyrannin sah. Doch wie seine Mitbürger hatte er allen Grund zur Sorge über das, was kommen würde. 1593 feierte die Königin ihren sechzigsten Geburtstag. Obwohl unverheiratet und kinderlos, weigerte sie sich beharrlich, einen Nachfolger zu benennen. Glaubte sie, sie werde ewig leben?

Für mit Vorstellungskraft begabte Menschen gab es noch mehr Grund zur Sorge als das stete Verrinnen der Zeit. Man fürchtete, das Königreich sei durch einen unerbittlichen Feind bedroht, eine skrupellose internationale Verschwörung, deren Führer im Ausland fanatische Geheimagenten ausbildeten und losschickten, um Terror zu verbreiten. Diese Agenten waren überzeugt, Menschen zu töten, die als Irrgläubige galten, sei keine Sünde, vielmehr täten sie dadurch Gottes Werk. In Frankreich, den Niederlanden und anderswo hatten sie bereits Attentate, Massengewalt und Massaker zu verantworten. Ihr unmittelbares Ziel in England war die Ermordung der Königin, die Krönung eines Sympathisanten ihres Glaubens und die Unterwerfung des Landes unter ihre verzerrte Form der Frömmigkeit. Ihr oberstes Ziel war die Weltherrschaft.

Die Terroristen auszumachen fiel nicht leicht, denn die meisten von ihnen waren im Land aufgewachsen. Nachdem sie radikalisiert, in ausländische Trainingslager gelockt und dann zurück nach England geschleust worden waren, fielen sie in der Masse gewöhnlicher, loyaler Untertanen nicht auf. Diese wiederum sträubten sich verständlicherweise, die

eigenen Verwandten anzuzeigen, selbst wenn der Verdacht bestand, dass sie gefährliche Ansichten hegten. Die Extremisten bildeten Zellen, beteten heimlich zusammen, tauschten verschlüsselte Botschaften aus und versuchten mögliche Anhänger zu rekrutieren, bevorzugt unter den unzufriedenen, labilen Jugendlichen, die von Gewalt und Märtyrertod träumten. Einige von ihnen standen in geheimer Verbindung mit Vertretern ausländischer Regierungen, die dunkle Andeutungen machten über Invasionsflotten und die Unterstützung für bewaffnete Aufstände.

Die englischen Spionagedienste waren sich der Gefahr sehr bewusst. Sie schleusten Maulwürfe in die Ausbildungslager ein, lasen systematisch Briefe mit, belauschten Gespräche in Gasthäusern und Kneipen und überwachten sorgfältig Häfen und Grenzübergänge. Doch es war schwierig, die Gefahr zu bannen, selbst wenn es den Behörden gelang, einen oder mehrere Terrorverdächtige festzunehmen und unter Eid zu verhören. Schließlich waren dies Fanatiker, denen ihre religiösen Führer erlaubt hatten, sich zu verstellen, und die in der Technik der sogenannten Äquivokation geschult waren, einer Methode des Irreführens, ohne im formalen Sinn zu lügen.

Selbst wenn die Verdächtigen beim Verhör gefoltert wurden, was regelmäßig geschah, waren sie oft kaum zu brechen. Einem Bericht an den Geheimdienstchef der Königin zufolge blieb der Extremist, der 1584 Wilhelm von Oranien ermordete – der Erste, der je ein Staatsoberhaupt mit einer Schusswaffe tötete –, auf unheimliche Weise verstockt:

KAPITEL I

Am selben Abend wurde er mit Tauen geschlagen und sein Fleisch mit gespaltenen Federkielen gestochen, wonach man ihn in einen Salzwasserbottich tunkte und ihm Essig und Branntwein in die Kehle goss; doch ungeachtet dieser Qualen gab es kein Zeichen von Verzweiflung oder Reue, sondern er sagte im Gegenteil, er habe eine Gott wohlgefällige Tat vollbracht.⁵

»Eine Gott wohlgefällige Tat« – diese Menschen waren einer Gehirnwäsche unterzogen worden und glaubten, sie würden im Himmel für ihren Verrat und ihre Gewalttaten belohnt.

Die Bedrohung, um die es hier geht, war für die eifrigen Protestanten im England des späten 16. Jahrhunderts der römisch-katholische Terrorismus. Zum großen Ärger der engsten Ratgeber der Königin scheute Elisabeth sich, die Drohung beim Namen zu nennen und die Maßnahmen zu ergreifen, die sie für nötig hielten. Sie wollte keinen kostspieligen und blutigen Krieg mit mächtigen katholischen Staaten provozieren oder eine ganze Religion mit den Verbrechen einiger Fanatiker identifizieren. Da sie es ablehnte, wie ihr Spionagechef Francis Walsingham sich ausdrückte, »Fenster in die Herzen der Menschen zu machen und ihre geheimen Gedanken zu erkunden«,⁶ erlaubte sie ihren Untertanen viele Jahre lang, den katholischen Glauben stillschweigend zu behalten, sofern sie sich nach außen hin der offiziellen Staatsreligion gemäß verhielten. Und trotz heftigen Drängens weigerte sie sich wiederholt, die Hinrichtung ihrer katholischen Cousine und Königin von Schottland, Maria Stuart, zu erlauben.

Nach ihrer Vertreibung aus Schottland wurde Maria ohne

Anklage oder Prozess in einer Art »Schutzhaft« im Norden Englands festgehalten. Da sie einen starken Erbenspruch auf den englischen Thron hatte – manche hielten ihn für stärker als den Elisabeths –, lag es nahe, dass sich die Ränke der katholischen Mächte in Europa und die überhitzten Tagträume und gefährlichen Verschwörungen katholischer Extremisten im Inland auf sie konzentrierten. Maria selbst war tollkühn genug, finstere Pläne zu ihren Gunsten zu billigen.

Für den Drahtzieher dieser Pläne hielt man allgemein niemand anderen als den Papst in Rom. Seine Spezialeinheiten waren die ihm zu unbedingtem Gehorsam verpflichteten Jesuiten, seine verborgenen Legionen in England die Tausenden von »Kirchenpapisten«, die pflichtgemäß den anglikanischen Gottesdienst besuchten, aber im Herzen dem Katholizismus anhingen. Als Shakespeare erwachsen wurde, waren Gerüchte über die Jesuiten – die das Land bei Todesstrafe nicht betreten durften – und die Bedrohung, die von ihnen ausging, weit verbreitet. Ihre tatsächliche Anzahl mag gering gewesen sein, aber die Furcht und der Abscheu, die sie erregten, waren (ebenso wie die heimliche Bewunderung in manchen Kreisen) beträchtlich.

Es ist unmöglich, mit einiger Sicherheit zu sagen, wo Shakespeares heimliche Sympathien lagen. Er kann aber nicht neutral oder gleichgültig gewesen sein. Seine Eltern waren in eine katholische Welt hineingeboren worden, und für sie wie für die meisten ihrer Zeitgenossen überdauerten die Bindungen an diese Welt die Reformation. Es gab allen Anlass zu Wachsamkeit und Vorsicht, nicht nur wegen der harten Strafen, die von den protestantischen Behörden verhängt wurden.

KAPITEL I

Die Bedrohung, die man dem militanten Katholizismus in England zuschrieb, war keineswegs bloß eingebildet. 1570 erließ Papst Pius V. eine Bulle, in der er Elisabeth als Ketzerin und »Freveldienerin« exkommunizierte. Ihre Untertanen wurden jedes Treueschwurs entbunden, den sie geleistet haben mochten, ja sogar feierlich zum Ungehorsam aufgefordert. Ein Jahrzehnt später gab Gregor XIII. zu verstehen, es sei keine Todsünde, die Königin von England zu ermorden. Im Gegenteil bestehe, wie der Staatssekretär des Papstes im Namen seines Herrn erklärte, »kein Zweifel, dass, wer immer sie in der frommen Absicht, Gott zu dienen, aus der Welt schafft, nicht nur nicht sündigt, sondern sich ein Verdienst erwirbt«.7

Diese Erklärung war ein Mordaufruf. Obwohl die meisten englischen Katholiken mit solchen Gewalttaten nichts zu tun haben wollten, setzten es sich einige von ihnen in den Kopf, das Land von seiner ketzerischen Monarchin zu befreien. 1583 deckte das Spionagenetzwerk der Regierung ein Mordkomplott gegen die Königin unter Beteiligung des spanischen Botschafters auf. In den folgenden Jahren gab es immer wieder ähnliche Geschichten von gerade noch abgewehrten Gefahren: abgefangene Briefe, beschlagnahmte Waffen, festgenommene katholische Priester. Von misstrauischen Nachbarn alarmiert, stürmten Beamte Häuser auf dem Land, die als Unterschlupf dienten, zerschlugen Schränke, klopfen die Wände nach verräterischen Hohlräumen ab und rissen Fußböden auf, um sogenannte »Priesterlöcher« aufzuspüren. Doch Elisabeth unternahm immer noch nichts gegen die Bedrohung durch Maria. »Gott öffne Ihrer Majestät die Augen«, betete Walsingham, »auf dass sie die Gefahr erkenne.«8

Der innere Kreis um die Königin vollzog einen höchst ungewöhnlichen Schritt: Man gründete einen Bund (»Bond of Association«), dessen Unterzeichner sich verpflichteten, nicht nur an jedem Rache zu nehmen, der einen Anschlag auf die Königin verübte, sondern auch an jedem, der Ansprüche auf den Thron erheben mochte – Maria war das offensichtliche Ziel – und zu dessen Unterstützung ein solcher Anschlag diene, ob erfolgreich oder nicht.

1586 bekamen Walsinghams Spione Wind von einem weiteren Komplott, an dem diesmal ein wohlhabender katholischer Edelmann namens Anthony Babington beteiligt war. Mit einer Gruppe gleichgesinnter Freunde war er zu der Überzeugung gelangt, es sei moralisch vertretbar, die »Tyranin« zu ermorden. Mit Hilfe von Doppelagenten, die der Gruppe angehörten und ihre geheimen Botschaften entschlüsselten, beobachteten die Behörden, wie sich die Verschwörung allmählich entwickelte. Als Babington kalte Füße bekam, wurde er sogar von einem Agent Provocateur Walsinghams ermuntert. Die Strategie der protestantischen Hardliner zahlte sich aus. Im Netz verfangen sich nicht nur vierzehn Verschwörer, die wegen Hochverrats verurteilt und dann gehängt, ausgeweidet und gevierteilt wurden, sondern auch die leichtsinnige, verschlagene Maria.

Wie die Erschießung Osama bin Ladens 2011, beendete die Enthauptung Maria Stuarts am 8. Februar 1587 nicht die terroristische Gefahr in England; auch mit der Niederlage der spanischen Armada im folgenden Jahr war sie nicht gebannt. Wenn überhaupt, verdüsterte die Stimmung sich sogar. Eine erneute Invasion schien bevorzustehen. Die Spione der Regierung arbeiteten weiter; katholische Priester sicker-

KAPITEL I

ten weiter nach England ein und kümmerten sich um ihre immer verzweifelteren und bedrängteren Gemeinden; wilde Gerüchte machten weiter die Runde. 1591 musste ein Tagelöhner am Pranger stehen, weil er gesagt hatte: »Wir werden keine fröhliche Welt mehr haben, solange die Königin lebt.« Ein anderer erhielt eine ähnliche Strafe für die Äußerung: »Das ist keine gute Regierung, unter der wir jetzt leben ... wenn die Königin stirbt, wird es einen Wandel geben, und alle Anhänger der jetzigen Religion werden rausgeworfen.«⁹ Beim Hochverratsprozess gegen Sir John Perrot war 1592 der Vorwurf, er habe die Königin »eine niedrige, uneheliche Küchenmagd« genannt, ein wichtiger Anklagepunkt. In der Star Chamber (praktisch dem Obersten Gericht) beklagte sich der Lordsiegelbewahrer über die »offen lästerlichen Reden [und] falschen, lügnerischen, verräterischen Verleumdungen«, die in London zirkulierten.¹⁰

Auch wenn lockere Sprüche, die an Hochverrat grenzten, sich noch irgendwie mit einem Schulterzucken abtun ließen, war da immer noch die Sorge um die Thronnachfolge. Die leuchtend rote Perücke der Königin und ihre extravaganten, juwelenbesetzten Roben konnten nicht verbergen, dass die Jahre ins Land gingen. Sie hatte Arthritis, verlor den Appetit und begann sich beim Treppensteigen auf einen Stock zu stützen. Sie war, wie ihr Höfling Sir Walter Raleigh es diskret ausdrückte, »eine Dame, die von der Zeit überrascht wurde«. Dennoch benannte sie keinen Nachfolger.

Im spätelisabethanischen England wusste man sehr gut, wie zerbrechlich die Ordnung der Dinge war. Die Unruhe beschränkte sich nicht auf eine kleine protestantische Elite, die ihre Vorherrschaft sichern wollte. Bedrängte Katholi-

ken hatten seit Jahren geäußert, die Königin sei von machiavellistischen Politikern umgeben, die ständig versuchten, die Interessen der eigenen Fraktion zu stärken, paranoide Ängste vor katholischen Verschwörungen schürten und nur darauf warteten, selbst als Tyrannen die Macht zu ergreifen. Enttäuschte Puritaner richteten ähnliche Ängste auf einen vergleichbaren Personenkreis. Jeder, dem die religiöse Ordnung des Landes, die Verteilung des Wohlstands, die auswärtigen Beziehungen, die Möglichkeit eines Bürgerkriegs Sorgen bereitete – also jeder, der in den 1590er-Jahren mit offenen Augen am Leben teilnahm –, muss über die Gesundheit der Königin gegrübelt und über rivalisierende Favoriten und Ratgeber am Hof geredet haben, die drohende spanische Invasion, die geheime Anwesenheit der Jesuiten, die Agitation der Puritaner (damals Brownisten genannt) und andere Gründe zur Sorge.

Das meiste davon konnte selbstverständlich nur geflüstert werden, aber so ging es immer und immer weiter, auf stets die gleiche, obsessive Weise, wie sie politischen Diskussionen nun mal eigen ist. Shakespeare zeigt wiederholt Nebenfiguren – etwa die Gärtner in *Richard II.*, namenlose Londoner in *Richard III.*, Soldaten am Vorabend der Schlacht in *Heinrich V.*, hungernde Plebejer in *Coriolan*, zynische Untergebene in *Antonius und Kleopatra* –, die Gerüchte weitergeben und Staatsangelegenheiten diskutieren. Solche Reflexionen der kleinen Leute über »die da oben« erzürnten die Elite: »Los, schafft euch heim, ihr Brösel!«, schnauzt ein Adliger eine Gruppe von Aufrührern an (*Coriolan*, I, 1, 218). Doch die »Brösel« (»fragments«) ließen sich nicht zum Schweigen bringen.

KAPITEL I

Keine der großen oder kleinen Fragen, die Englands nationale Sicherheit betrafen, durfte direkt auf die Bühne gebracht werden. Die Schauspielertruppen, die in London florierten, suchten fieberhaft nach aufregenden Geschichten und hätten liebend gern das Publikum mit so etwas wie der Fernsehserie *Homeland* ins Theater gezogen. Doch das elisabethanische Theater wurde zensiert, und auch wenn der Zensor manchmal nachlässig sein konnte, er hätte es nie erlaubt, Geschichten zu inszenieren, in denen eine Bedrohung für die Herrschaft der Königin gezeigt wurde, geschweige denn eine direkte Darstellung von Personen wie Maria Stuart, Anthony Babington oder Elisabeth selbst.¹¹

Zensur erzeugt unweigerlich Ausweichstrategien. Wie Midas' Ehefrau spüren Menschen den Drang, über das zu sprechen, was sie zutiefst beunruhigt, und sei es auch nur gegenüber Wind und Schilfrohr. Rivalisierende Theatertruppen hatten einen starken wirtschaftlichen Anreiz, diesem Drang gerecht zu werden. Sie entdeckten, dass sie dies konnten, indem sie als Schauplatz abgelegene Orte wählten oder Begebenheiten aus einer fernen Vergangenheit präsentierten. In seltenen Fällen fand der Zensor die Parallelen zu offensichtlich oder forderte einen Nachweis, dass historische Ereignisse korrekt wiedergegeben wurden, meist aber drückte er ein Auge zu. Vielleicht erkannten die Behörden, dass irgendein Sicherheitsventil nötig war.

Shakespeare war der unübertroffene Meister darin, die Verschiebungen von Ort und Zeit zu nutzen und strategische Umwege einzuschlagen. Er schrieb nie sogenannte Stadtkomödien, die im zeitgenössischen England angesiedelt waren, und hielt bis auf ganz seltene Ausnahmen siche-

ren Abstand zum Tagesgeschehen. Er bevorzugte Geschichten, die sich an Orten wie Ephesos, Tyros, Illyrien, Sizilien, Böhmen oder auf einer geheimnisvollen namenlosen Insel in einem fernen Meer entfalten. Wenn er sich mit heiklen historischen Ereignissen befasste – Nachfolgekrisen, korrupten Wahlen, Mordanschlägen, dem Aufstieg von Tyrannen –, trugen sich diese im antiken Griechenland oder Rom zu, im prähistorischen England oder zumindest im England seiner Ur-Urgroßeltern. Er nahm sich die Freiheit, das Material, das er den Chroniken entnahm, zu verändern und umzustellen, um zwingendere und pioniertere Geschichten zu schaffen, aber er arbeitete mit identifizierbaren Quellen, die er zu seiner Verteidigung zitieren konnte, falls das die Behörden wünschten. Er war verständlicherweise nicht gewillt, ins Gefängnis zu wandern oder sich die Nase abschneiden zu lassen.

Von dieser lebenslangen Strategie des Umwegs gibt es nur eine bemerkenswerte Ausnahme. Das 1599 geschriebene Stück *Heinrich V.* stellt den spektakulären, fast zwei Jahrhunderte zurückliegenden Sieg einer englischen Invasionsarmee in Frankreich dar. Gegen Ende fordert ein Chor die Zuschauer auf, sich den glorreichen Empfang des Königs bei der Rückkehr in seine Hauptstadt vorzustellen: »Doch jetzt, jetzt seht/In der Gedanken schneller Schmiedewerkstatt,/ Wie London seine Einwohner verströmt!« (V, 0, 22-24). Und gleich nach diesem Bild einer Feier in der Vergangenheit der Nation beschwört der Chor eine vergleichbare Szene herauf, der er in naher Zukunft beizuwohnen hofft:

